

Grüne Gentechnik – Anlaß für einen Glaubenskrieg?

Kanzelrede von Kirchenrat Dr. Stephan Schleissing am Reformationstag 2009 in der Christi-Himmelfahrtskirche in Freising

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Gemeinde,

„aus Liebe zur Wahrheit und in dem Verlangen, sie ans Licht zu bringen“ – mit diesen Worten eröffnete Martin Luther seine fundamentale Kritik an der Ablasspraxis seiner Zeit, die er am 31. Oktober 1517 in seinen 95 Thesen der Öffentlichkeit vorstellte.

Luthers Praxis einer kritischen Zeitgenossenschaft lassen Sie hier in Freising wieder aufleben, wenn Sie am Reformationstag unter dem Titel „Zeitansage“ zu einer Kanzelrede einladen, die sich – wie man so schön sagt – eines „heißen Eisens“ annimmt. Die so genannte „Grüne Gentechnik“ ist so ein besonders strittiges Thema gerade in Bayern. Für viele weckt sie Ängste, weil die Folgen des technisch ermöglichten Eingriffs in die Natur letztlich nicht kontrollierbar erscheinen. Können wir noch sicher sein, uns heute und in Zukunft gesund ernähren zu können? Aber mit ihr verbinden sich auch Hoffnungen auf einen nachhaltigen Umgang mit der Natur und vor allem auf künftige Schritte zur Lösung des weltweiten Ernährungsproblems. Was kann in dieser Situation eine theologische Zeitansage leisten?

In meiner heutigen Predigt möchte ich drei Gesichtspunkte hervorheben, die ich für eine Behandlung des Themas aus evangelischer Sicht für zentral halte: (1) Zunächst einige Überlegungen zur „Predigt als Zeitansage“ oder: Gegenwartsanalyse als prophetische Kritik? (2) Sodann möchte ich mich mit dem Verständnis von „Natur als Schöpfung“ auseinandersetzen: Was beunruhigt uns eigentlich an Pflanzenforschung und Technik in der Landwirtschaft? (3) Und schließlich möchte ich Ihnen von einer Geschichte erzählen, die davon handelt, wie Jesus selber mit dem Schöpfungsgebot umgegangen ist.

Zunächst: Was heißt „Predigt als Zeitansage“?

In der Lesung (Mt 16,1-3), die wir vorhin gehört haben, wurde es klar gesagt: Die Menschen, die von Jesus ein Zeichen forderten, taten dies, um Jesus zu versuchen. Zuvor hatte Jesus nach dem Matthäusevangelium etwas ganz Einzigartiges getan: Er hatte eine Menschenmenge von sage und schreibe 4.000 Personen, die schon seit Tagen nichts mehr gegessen hatten, mit nur sieben Broten und ein paar Fischen satt gemacht. Ein Wunder, in der Tat, ein schöpferischer Akt, der an Jesu göttlicher Kraft doch eigentlich keinen Zweifel lässt. Aber den Pharisäer, die von Matthäus als die führenden Lehrer des Volkes vorgestellt werden, war das nicht genug. Von göttlicher Kraft könne nur dort die Rede sein, wo unverwechselbar Gott selber am Werke ist. Das Zeichen, das sie forderten, sollte Jesus eindeutig als Sohn Gottes ausweisen. Darauf antwortete Jesus mit einem Satz, den wir vorhin noch nicht gehört haben: „Ein böses und abtrünniges Geschlecht fordert ein Zeichen; doch soll ihm kein Zeichen gegeben werden, es sei denn das Zeichen des Jona. Und er ließ sie stehen und ging.“ (Mt 16, 4)

Ein merkwürdiges Wort. Warum erzähle ich Ihnen davon? Was hat das mit unserem Thema zu tun? Theologische „Zeitansage“ als Kritik an der Gesellschaft und ihrer gelebten Praxis steht immer vor der Gefahr zur Hybris, also der Selbstüberhebung. Das müssen wir Christen uns selbstkritisch vor Augen halten: In den ethischen Konflikten unserer Gesellschaft verfügen wir nicht über ein eindeutiges Wissen, wonach wir – mit mehr Wahrheitsliebe, als es die menschliche Vernunft vermag – sagen könnten, was in Fragen von gut und böse eindeutig zu tun wäre. Die Gewissheit, aus der wir heraus leben, kennt nur ein Zeichen, das eindeutig ist: Jesus nennt es das „Zeichen des Jona“, das Schicksal eines Menschen, der von anderen aus Angst in die Fluten des Meeres gestoßen worden war, dann aber nach drei Tagen und Nächten aus dem Bauch des Fisches errettet wurde. Jesus weist auf sich selbst und seine Auferstehung, wenn er dieses „Zeichen“ gibt. Und wir Christen, wenn wir heute „Zeitansage“ geben, verweisen auf seine Errettung vom Tod, wenn wir über Schöpfung und das gute Leben reden. Dabei müssen wir Sorge dafür tragen,

niemanden – nur weil wir selber vielleicht Angst haben – wiederum ins Meer zu werfen. Christen ist es nicht aufgetragen, einen Glaubenskrieg zu führen. Angst ist kein guter Ratgeber, sondern eine Versuchung, die spaltet. Das „Zeichen des Jona“ aber erinnert uns daran, das wir das Evangelium Jesu Christi nicht als festen Besitz, nicht als ein ethisches Besserwissen haben, sondern nur dort empfangen können, wo wir uns selbst mit all unserem Denken und Tun vor Gott und von Gott infragestellen lassen.

Das bedeutet „evangelische Zeitansage“. (2) Wie sollen wir aber über die „Grüne Gentechnik“ urteilen? Ich habe es schon kurz angedeutet: Das Beunruhigende dieser Technik ist ihre anders geartete Eingriffstiefe. Auf den ersten Blick ist das paradox, denn genau darin besteht ihre große Leistung: Anders als die konventionelle Pflanzenzüchtung hat der Einsatz gentechnischer Verfahren den großen Vorteil, genetisches Material gezielter in eine Pflanzensorte einzubringen. Dies führt nicht nur zu einer entscheidenden Zeitersparnis, sondern ermöglicht auch ein breiteres Anwendungsspektrum. In der Landwirtschaft verspricht dies z.B. eine bessere Widerstandsfähigkeit gegen widrige Umweltverhältnisse wie z.B. Trockenheit oder auch gegen Schädlinge von Nutzpflanzen. Aber auch die Veränderung von pflanzlichen Inhaltsstoffen kann dazu verhelfen, z.B. den Gehalt von Nährstoffen zu erhöhen oder möglicherweise auch den Gewinn von Energie aus Biomasse effizienter zu gestalten. Auf die vielfältigen Einsatzoptionen der Grünen Gentechnik und die damit verbundenen Probleme im Einzelfall kann ich an dieser Stelle nicht eingehen. Deutlich scheint mir jedenfalls, dass der erwartete Nutzen durchaus risikobelastet ist. Das zeigen nicht nur die massiven Vorbehalte von Verbrauchern, sondern auch der zunehmende Aufwand an Sicherheitsforschung auf einem Gebiet, in dem gesichertes Wissen oftmals erst noch zu erwerben ist. Besonders strittig sind gegenwärtig die sogenannten „Freisetzungsexperimente“ und ihre gesetzlichen Rahmenrichtlinien. Weil sie die Schnittstellen zwischen Forschung und kommerzieller Anwendung darstellen, stehen sie besonders unter Aufmerksamkeit. Befürworter argumentieren, dass im Gewächshaus alleine die Erprobung und Überwachung transgener Pflanzen gerade auch unter Sicherheitsgesichtspunkten nicht zuverlässig erfolgen kann. Kritiker halten dagegen, dass wir über mögliche Risiken noch zu wenig wissen, um gentechnisch veränderte Organismen im Freilandversuch – trotz der räumlichen Isolation – auf unsere Umwelt „loszulassen“.

Immer wieder – das machen die Debatten an dieser Stelle deutlich – geht es um eine Bewertung von Risiken und ihre Wahrnehmung. Ich bin der Überzeugung, dass ganz überwiegend beide Seiten – Befürworter wie Kritiker – in dieser Situation vor allem danach streben, mögliche Gefahren für Mensch und Umwelt gar nicht erst entstehen zu lassen. Aber genau das gestehen viele Akteure im gegenwärtigen Streit um die Grüne Gentechnik einander nicht zu. Es herrscht eine Kultur des Mißtrauens bei dieser Frage, die selber eine Gefahr für unser Zusammenleben darstellt. Diese Unkultur hat entscheidend dazu beigetragen, dass die Auseinandersetzung um diese

Technologie zur Glaubenssache hochstilisiert wird. Aber: Was in diesem Streit oftmals zu beobachten ist, hat mit Glauben im christlichen Sinne nichts zu tun. Wie hieß es im Matthäusevangelium angesichts der Zeichenforderung: „Ein böses und abtrünniges Geschlecht fordert ein Zeichen.“ Beide Seiten – Befürworter wie Kritiker

– müssen wissen, was auf dem Spiel steht: Unter endlichen, unvollkommenen und fehlerbehafteten Lebensbedingungen, die für unsere menschliche Zivilisation nun mal kennzeichnend sind, kommt alles darauf an, wissenschaftliches Wissen nicht als sakrosankt und technischen Fortschritt nicht als Teufelszeug zu dämonisieren. Eindeutige Zeichen, dass man über jeden Zweifel erhaben ist, stehen uns nicht zur Verfügung. Vielleicht wäre es umgekehrt ein gutes Zeichen, wenn Wissenschaftler wie Verbraucher, Landwirte wie Saatguthersteller einander ein gewisses Maß an Nichtwissen-Können im Umgang mit dem Neuen zugestehen. Wo Grenzen des Wissens benannt werden, da rückt in christlicher Sicht als Prinzip der Vorsicht die Bereitschaft zum Vertrauen in den Mittelpunkt. Freilich, kein blindes Vertrauen, denn Glaube und Vertrauen setzen sich nie an die Stelle des Wissens. Sehr wohl aber Vertrauen als Achtung vor den unterschiedlichen Perspektiven, mit denen man der Frage der „Gentechnik in der Pflanzenzüchtung“ begegnet. So eine Achtung

bedeutet immer den Verzicht auf ein ethisches Deutungsmonopol in Fragen von gut oder böse. Sorgen wir dafür, dass dieser Verzicht, der eine Aufgeschlossenheit dem Anderen gegenüber zum Ausdruck, niemandem zum Strick gerät.

In einer theologischen Sicht, das ist richtig, geht es bei der Frage der Technik immer um das „Ganze“: Wie bestimmen wir den Ort unseres Handelns in einer Welt, die wir als Schöpfung Gottes glauben? Der Fehler, der hier oft begangen wird, besteht darin, Gottes Schöpfung einseitig als Stoppschild gegenüber unserem menschlichen Handeln, das seit den Anfängen des Faustkeils immer auch ein technisches ist, zu erklären. Ein derartiger Standpunkt ist zutiefst unbiblisch, ist uns Menschen die Schöpfung von Gott her doch nur deshalb anvertraut, dass wir sie als Erde bebauen und bewahren sollen. Ein bloßes Festhalten am Gegebenen kann sich aber nicht auf die Vorstellung von der Schöpfung berufen. Schöpfung ist nach evangelischem Verständnis kein abgeschlossener Vorgang, sondern ein fortlaufender Prozess, bis hin zur Verheißung einer neuen Schöpfung am Ende der Zeit. Und bis dahin stecken wir als handelnde und manchmal auch leidende Menschen mittendrin.

In dieser Perspektive lassen sich auch Wissenschaft und Wirtschaft als Teil der Schöpfung beschreiben. Daher resultiert ihre hervorgehobene Bedeutung und die

Achtung, die wir den verantwortlich Handelnden schulden. Wie die Schöpfung als Ganze dem Wohl des Nächsten und der Gewährung von dessen Lebensmöglichkeiten dient, so haben sich auch alle einzelnen Handlungen im Horizont der Schöpfung an diesem Wohl auszurichten. Von der Schöpfung zu sprechen bedeutet dabei zugleich, nicht nur einzelne Regionen und Landschaften, auch nicht einzelne Populationen allein im Auge zu haben, sondern möglichst zu versuchen, das Handeln an den Interessen aller Menschen auszurichten. In der aktuellen Situation hat man manchmal den Eindruck, die Schöpfung gehe nicht über Bayern hinaus. Glauben Sie mir, sie reicht weiter. Handeln im Horizont eines Glaubens an die Schöpfung betrifft elementare Fragen der Gerechtigkeit unter allen Menschen. Und angesichts der überaus bedrängenden Fragen der Welternährung – wir sprechen nach OECD-Zahlen von über 800 Millionen hungernder Menschen! – können wir es uns einfach nicht leisten, in Wissenschaft und Forschung auf die Entwicklung potenzieller neuer Saaten und Pflanzen auch mit Hilfe der Gentechnik zu verzichten, auch wenn wir beim Inverkehrbringen sorgfältig prüfen müssen, ob wir mögliche Risiken tatsächlich verantworten können.

Selbst wenn im Einzelfall die Frage des Feldversuchs oder der kommerziellen Anwendung aus guten Gründen strittig sein mag – als Christen benötigen wir doch zumindest eine Richtschnur, wie wir mit Fragen des Fortschritts in der Pflanzenzüchtung angesichts der damit aufgegebenen, immer nur begrenzt möglichen Folgenabschätzung umgehen können. Wenn ich vorhin von der anders gearteten Eingriffstiefe gesprochen habe, die das Neue der Gentechnik bedeutet, dann liegt sie vielleicht weniger in der Veränderung, die das für Pflanzen bedeutet, als eher in der Veränderung, die das für uns selbst bedeutet. Denn für uns selber macht es einen moralischen Unterschied, wenn wir Interventionen nun gezielt und eben nicht durch den Zufall sexueller Kreuzbarkeit herbeiführen. In dem Moment aber, wo wir selber die Verantwortung haben, sind wir manchmal zutiefst euphorisch, manchmal aber auch zutiefst erschrocken. Sind wir dieser Verantwortung auch gewachsen? Das moralische Problem mit der Gentechnik ist immer auch ein Problem, das wir mit uns selber haben. Da ist es gut zu wissen, dass die Bewahrung der Schöpfung nicht allein in unserer Hand liegt, sondern zuvörderst und zuerst eine Tat ist, die Gott dem Menschen versprochen hat. Doch was folgt aus diesem Glauben, wenn wir handeln sollen?

Wenn ein Theologe diese Frage stellt, dann ist er gut beraten, wenn er dabei in der Heiligen Schrift nachschlägt. Zur Grünen Gentechnik ist dort natürlich nichts zu finden. Aber zum Umgang mit dem Schöpfungsgebot sehr wohl. (3) Ich möchte Ihnen abschließend eine biblische Geschichte auslegen, die mir für den Umgang mit unserer Frage als zentral erscheint. Sie steht ebenfalls im Matthäusevangelium und zwar im 12. Kapitel. Der Evangelist Matthäus schreibt:

(1) Zu der Zeit ging Jesus durch ein Kornfeld am Sabbat; und seine Jünger waren

hungrig und fingen an, Ähren auszuraufen und zu essen. (2) Als das die Pharisäer sahen, sprachen sie zu ihm: Siehe, deine Jünger tun, was am Sabbat nicht erlaubt ist. (3) Er aber sprach zu ihnen: Habt ihr nicht gelesen, was David tat, als ihn und die bei ihm waren hungerte? (4) Wie er in das Gotteshaus ging und aß die Schaubrote, die doch weder er noch die bei ihm waren essen durften, sondern allein die Priester? (5) Oder habt ihr nicht gelesen im Gesetz, wie die Priester am Sabbat im Tempel den Sabbat brechen und sind doch ohne Schuld? (6) Ich sage euch aber: Hier ist Größeres als der Tempel. (7) Wenn ihr aber wüsstet, was das heißt (Hosea 6,6): »Ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit und nicht am Opfer«, dann hättet ihr die Unschuldigen nicht verdammt. (8) Der Menschensohn ist ein Herr über den Sabbat.

Ich weiß nicht, wie es Ihnen bei Hören ergangenen ist – als ich diese Geschichte vor einiger Zeit in einem anderen Zusammenhang las, da kamen mir bei der Vorstellung des Ährenausraufens der Jünger sofort Bilder in den Sinn, die ich von Verwüstungsaktionen auf Feldversuchen gesehen habe. Rechtfertigt Jesus im Gespräch mit den Pharisäern etwa den Raub auf einem Kornfeld? Schaut man genauer hin, dann sieht man, dass es hier um etwas ganz anderes geht. Es geht um die Achtung des Sabbats, die nicht zuletzt deshalb in Israel jedermann geboten war, weil sie auf ein Schöpfungswort Gottes zurückgeht: Der Sabbat ist ein gesegneter Tag, weil Gott bei seiner uranfänglichen Schöpfung selbst an ihm ruhte von allen seiner Werken, die er geschaffen und gemacht hatte. Wer ihn als Feiertag hält, der achtet die Schöpfung als eine Gabe, die allein Gott erhält. Die Jünger Jesu aber, so erzählen uns die Evangelien, haben dagegen verstoßen. Der Streit, den Jesus mit den Pharisäern vom Zaun bricht, geht nun um die Frage, ob durch das Ährenraufen der Schöpfungssinn dieses Gebots tatsächlich verletzt wird. Die Pharisäer sagen: Ja, denn nicht das Essen, sehr wohl aber das Rupfen von Ähren gilt als Teil des Erntens und damit des Arbeitens. Jesus dagegen sagt: Nein, denn es ist gegen Gottes Schöpfungsgebot, wenn Menschen, die Hunger haben, nicht essen dürfen. Wichtig erscheint mir die Begründung, die Jesus dafür anführt. Er macht deutlich, dass es hier nicht einfach um einen Notfall geht, also eine Ausnahme vom Sabbatgebot z.B. wegen Lebensgefahr, wie dies auch die Rabbinen selbstverständlich kannten. Vielmehr beansprucht Jesus, indem er ein Schriftzitat des Propheten Hosea anführt, den Maßstab rechter Sabbaterfüllung allererst zu formulieren. Er sagt: Wenn ihr aber verstündet, was das bedeutet „Ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit und nicht am Opfer.“ Und dann fällt der apodiktische Satz: „Der Menschensohn ist ein Herr über den Sabbat.“ Das Markusevangelium, das ebenfalls die Begebenheit erzählt, hält an dieser Stelle den uns bekannten Satz Jesu fest: „Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbats willen.“

Liebe Gemeinde,

Gottes Schöpfung zielt auf einen Gerechtigkeitssinn, der uns Menschen dazu auffordert, im Umgang mit unserer Natur nicht einfach Unberührbarkeit oder Ursprünglichkeit zu erstreben, sondern Barmherzigkeit zu üben. Barmherzig leben können wir aber dann, wenn wir uns dafür öffnen, die Lebenssituationen unserer Mitmenschen in den Blick zu nehmen – jenseits von individuellen Interessen, die wir auch haben. Es geht um die Lebenssituation sowohl der Landwirte in unserer Region als auch überall auf der Welt und die Sorgen, die sie sich um ihre Existenz machen. Es geht aber auch um die Millionen von Menschen in anderen Ländern, die Hunger leiden und darauf angewiesen sind, dass Regierungen und Unternehmen darauf eine Antwort finden. Das Evangelium sagt uns nicht, wie der einzig richtige Weg aussieht, um dahin gelangen zu können, aber es führt uns vor Augen, wovon wir uns bewegen lassen sollen: „Ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit und nicht am Opfer.“ Dazu ver helfe uns Gott. Amen.

Und der Friede Gottes, der größer ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.